



Alice Berend  
Die Urgroßmutter

**Alice Berend**  
**Die Urgroßmutter**  
Altberliner Schattenriß

---

Aus: Neue Freie Presse, 25. Dezember 1924, Wien

---

*Bibliothek von ngiyaw eBooks*

---

Illustration: Gemälde von Anna Ancher: Mutter der  
Künstlerin

## **Die Urgroßmutter.**

Hinter den Nebeln der Dezembertage nähern sich die Herzen des Weihnachtsfestes und die Lichter eines neuen Jahres.

Trotzdem oder vielleicht gerade darum nimmt vor allem in dieser Zeit Längstvergangenes wieder Gestalt an und Leben. Mehr als das, können Stunden lebendig werden, die wir niemals miterlebten. In dem flimmernden Heiligenschein dieses großen Geburtsfestes schwingt sich der ewige Kranz der Mütter, wie eine immergrüne Krone über der Eifrigkeit kleingroßer Tagespflicht.

Wie sonst wäre es möglich, daß gestern, zwischen den Flackerlämpchen des Wiener Weihnachtsmarktes um den Stephansdom, mir plötzlich meine Berliner Urgroßmutter, heiter-bedächtig und verschmitzt, zulächelte? Daß ich plötzlich die Knarren, Teufel, Trommeln und Trompeten des Berliner Weihnachtsmarktes knarren, schnarren, rasseln und blasen hörte, die einst auf dem Berliner Schloßplatz Fanfaren kindlicher Weihnachtsfreude gewesen?

Diese bunten Buden hier vor dem schönheitssingenden Gotteshaus der Musikstadt sind immer noch die gleichen, die immer beweglichen Bretter der Wanderschaft, der



wohlseilen Sehnsucht, die von Markt zu Markt zieht, deren ewigschlagendes Herz aus Pfefferkuchen oder Schokolade, sich immer wieder süß erneut wie die Liebe selbst.

Gleiches Rot und Gold, beschneit mit Wattetupfen, gleiße hinter den weißen Wollschäfchen, den schwarzen Pelzteufelchen, den von Wachskerzen erleuchteten Pfefferkuchenhäusern, den Wundern aus Marzipan, als man in dem geheimnisvoll schönen Lärm vor dem Berliner Schloß tieferregt Weihnachtsvorfreude spürte an der Hand der Großmutter.

Jetzt aber erst begreift man, daß wiederum der Großmutter damals die eigene Kindheit wach wurde, wenn sie mit uns durch die Buntheit wanderte. Denn sie erzählte in jenem Geflimmer, Geschrei, Geknarr, Gelärm, der Anpreisung, des Gejubels Wünschender, Gefeilsche Kaufender stets lang und ausführlich von ihrer Mutter, unserer von uns nicht mehr gekannten Urgroßmutter Marianne.

Trotz aller äußerer Ablenkung, man hörte zu. Und gern. Denn von frühester Kindheit an erregte diese Urgroßmutter unsere heftigste Anteilnahme.

Mehr als alles ging uns die Art ihres Lebensendes nahe. Nachdem Mutter Marianne sechsundachtzig Jahre gesund und umsichtig verlebt hatte, war sie von einem Wagen überfahren worden, dessen Pferd wild geworden. In einer Zeit der Gemütlichkeit, wo sonst ein

Straßenübergang in Berlin noch kein lebensgefährliches Wagnis gewesen.

Mutter Mariannes heitergesunde Ueberlegenheit hielt stand bis zuletzt. Man erzählt sich in der Familie, daß sie selbst von diesem Ende behauptet hatte, daß die Vorsehung wahrscheinlich kein anderes Mittel mehr gewußt hätte, um sie und ihre Lebenslust aus dem Kreis der Lebenden zu befördern. Anders als mit Gewalt wäre ihr dies auch nicht gelungen! . . .

Diese Geschehnisse ereigneten sich einen Tag vor meinem Erscheinen in den Kreis des unerschöpflich schönen Lebens. Abergläubische, die es in jeder Familie geben soll, meinten daß sich der Urgroßmutter unverwüstlicher Optimismus auf mich vererben müßte, zumindest die Möglichkeit dazu da wäre.

Ich hörte dies in den Kinderjahren oft aussprechen und betrachtete darum das ovale Oelbild der Urgroßmutter mit unverhohlener Neugier. Unter der Spitzenhaube, die braunes, welliges Haar durchschimmern ließ, lächelte mich ein gerötetes volles Gesicht, mit klaren blauen Augen und einer schmalen aber männlich-kräftigen Nase an. Wie wenn es sagen wollte: »Aus der Weisheit der Zukunft vorwitzig naschen wollen? Jiebts nich, Kleene. Immer hibsich abwarten.«

Denn Urgroßmutter hatte echt berlinisch gesprochen. Obwohl sie, wie alle echten Berliner, aus Schlesien stammte.

Mehr als drei Viertel des neunzehnten Jahrhunderts ließ Mutter Marianne an sich vorüberziehen, nicht ohne manches Leid und ohne tüchtiges Zugreifenmüssen, aber auch nicht ohne manche humoristische Randbemerkung.

Von der Oellampe bis zum elektrischen Funken hatte diese Hausfrau den Wandel der praktischen Umwelt mitgemacht. Wer so viel zu erleben hat, braucht nicht viel zu lesen. Vom Gedruckten hielt Urgroßmutter Marianne nicht viel. Sie meinte ohne Bücher genug zu wissen und zu verstehen. Vor allem so gescheit zu sein, das Heute immer besser zu finden als das Gestern, wie alle, die das Leben wirklich verstehen, also lieben. Ihre Hochachtung in dieser Hinsicht ging sogar so weit, daß sie sich wünschte, in jedem Jahrhundert einige Tage wiederkommen zu dürfen, um nachzuschauen, wie und was sich alles inzwischen verändert. Sie war überzeugt davon, sehr viel alte Dummheit wohlbehalten wiederzufinden, aber sicherlich auch manches Neue zu entdecken, das kennen zu lernen schon Spaß machen könnte.

Was hätte sie wohl zum Radio gesagt? Zur Hochbahn? Zum Zeppelin?

Bestaunen wir selbst doch wieder mißtrauisch das werdende Rotorschiff! . . .

Von den blühenden Frühlings- und Jungfrauenjahren der Urgroßmutter lebt nicht viel weiter im Gedächtnis der Familie. Man erinnert sich nur ihres Berichtes über ihre

erste Begegnung mit ihrem Bräutigam, dem Urgroßvater. Der junge Herr Urgroßvater hatte einen Schal von zweieinhalb Meter Länge um den Hals gewickelt. Er schälte sich aus ihm heraus wie eine Zwiebel aus ihren vielen Schalen, nur weit schwieriger und sich immer aufs neue verwickelnd bis er endlich vor der neunzehnjährigen »Mamsell« sein Verbeugung machte. Während diese Mamsell Tränen lachte, wie wenn sie wirklich Zwiebeln hätte schälen müssen.

Jeder Anfang ist eine Richtlinie. Ein wenig hat die Urgroßmutter wohl immer ein kleines Seitenlächeln für ihren Lebensgefährten übrig gehabt, denn er war stets ein bißchen pedantisch, umständlich und besorgt. Aber sie hat trotzdem rüstig und lächelnd auf ihrer goldenen Hochzeit getanzt und den Enkelinnen, die damals Bräute waren, anspornend zugerufen: »Immer ein bißchen ›kukett‹, Meechens, Mäners sind nich aus Marzipan.«

Spaß verstand sie. Dagegen war ihr nichts verdrießlicher, als wenn ihr jemand eine Unannehmlichkeit berichtete und wäre es die allergeringste. Sie rief dann ärgerlich: »Trübseliges wirkt schädlich und unverdaulich wie alter Käse. Bleibt mir weg mit Unannehmlichkeiten!«

Und dann sang sie: »Halli, hallo, so jung, so froh, der Postillon von Lonjumeau.« Der Postillon war ihre Lieblingsoper. Das Peitschenknallen darin gefiel ihr besonders. Sonst aber bevorzugte sie auch das Hobellied

aus dem »Verschwender«, wo sich die Menschen vergebens um den Wert des Glücks herumstreiten, und wenn sie trotz aller Rüstigkeit ein wenig Gicht zu spüren meinte, dann sang sie: »Und scheint die Sonne noch so schön, einmal muß sie untergeh'n.«

Mit diesem Wissen um die Wehmut des Sonnenunterganges wehrte sie sich eben gegen jeden Schatten, der ihr schönes Abendrot zu verdunkeln suchte.

Ihr Lebensabend fiel in die zweite Hälfte des Jahrzehnts, das der Einigung des Deutschen Reiches folgte, in dem Berlin die reiche Großstadt zu werden begann.

In der Wilhelmstraße gegenüber dem Architektenhaus wohnte Urgroßmutter Marianne in der Parterrewohnung und sah durch den Spiegel vor ihrem Fenster, den man Spion nannte, Könige und Minister vor- und rückwärts an sich vorüberfahren. Von Bismarck sagte sie, daß sie ihn genau so gut kenne wie ihre eigene Nase, wenn sie auch noch kein Kiebitzei mit ihm zusammen jeessen hätte. Von den Mitgliedern des Hohenzollern-Hauses sprach sie nur mit Vornamen, an die sie vertraulich Diminutiva hängte.

Natürlich wußte sie nicht weniger gut Bescheid um Gewohnheit und Eigenart aller Nachbarn. Niemand aber wurde, aus bequemem Polsterstuhl heraus, schärfer kontrolliert, kritisiert, als die Tochter, der Schwiegersohn, die Enkel, die das obere Stockwerk des Hauses



bewohnten.

Keiner von ihnen durfte, von einem Ausgang zurückkehrend nach oben eilen, ohne bei ihr hineingeschaut zu haben. Und wenn auch nichts weiter mitzuteilen gewesen wäre, als daß man auch nicht die geringste kleine Neuigkeit zu erzählen habe.

Für Neuigkeiten, angenehme natürlich, gab Frau Marianne sogar manchmal einen Dropsbonbon aus rundlichem Glas als Gegengabe.

Sonst hielt sie Haus mit ihren Schätzen. Sie war weit entfernt von der Ansicht, daß das Zeitalter den Kindern gehöre. Jung sein, ein Leben vor sich zu haben, schien ihr Reichtum, beneidenswert und übergenuß.

Dem Alter, das nur die kurze Spanne Zeit von heut und morgen zum Genusse hatte, dem gebührten die guten Dinge des Lebens, wie da waren: Orangenmarmelade, Gänseleber, Kirschen in Rum, Bierkaltschale, Himbeergrütze, Schokoladenpudding, Schweinesülze. . . .

Die ganze Straße wußte um diese geheim geglaubten Freuden. Denn als Speisekammer amtierten die Doppelfenster, die nach der Wilhelmstraße gerichtet waren. Gegen das Zimmer allerdings schloß sie ein roter Plüschvorhang diskret ab, gegen jeden Besucher.

Es wurde ein oft wiederholter Spaß der Enkelinnen, die Großmutter zu fragen, ob sie nicht ein bißchen Marmelade oder Pudding habe, auf die sie gerade so starke Lust verspürten. Nur um die gewohnte Antwort

wieder zu hören: »Nicht een Brinkelchen, meen Zuckerschnuteken. Wie soll ich olle Frau zu sowat kommen?«

Dagegen ersuchte sie die Enkelin geschwind, ein Täßchen Schokolade zu holen, aus der nahen Konditorei von Hilbrich. Mit Behagen löffelte sie die Schlagsahne und dann den Inhalt der Tasse ein.

Wobei sie belehrend bemerkte, daß dergleichen nichts für die Jugend wäre. Süßigkeit schade den Zähnen. Die man im Alter nicht mehr hätte. Außerdem müsse sich das Alter pflegen, um den Jungen nicht zur Last zu fallen. . . .

Dann mußte die große französische Spieluhr aufgezogen werden, aus der sich die schönsten Wiener Walzer des Johann Strauß herausdrehten und silberne Adler den Dreivierteltakt meldeten. Großmutter befahl der Jugend, zu tanzen, und konnte nicht anders, als selbst ein paar Tanzschritte zu probieren.

Verpustend ließ sie sich auf das hochlehnige, schwarze Ledersofa plumpsen. Schnaufend, die Blicke an der Zimmerdecke, sagte sie kichernd: »Ich möcht' nur wissen, mit wem der liebe Jott, dieser ewige Jungjeselle, tanzen tut, wenn er mal genug hat von det Trübsalblasen.« Dabei lächelte sie, man hätte beinah' glauben können, sie denke heimlich, daß der liebe Herrgott nur auf sie warte, um das Tanzen zu lernen. . . .

Im Nebel wandernd, der kommende Lichte und Wehmut der Erinnerung zusammenflattern und wieder

zerstieben läßt, möchte man vermessen wünschen, daß Urgroßmutter Marianne nun wirklich manchmal mit dem Herrgott tanzen dürfe, in allen Ehren, an hohen Festtagen wenigstens.

Der Glaube an solche Möglichkeit macht fröhlich. Und Fröhlichkeit stärkt den Mut.